

Politisches Feuilleton

22.7.2003 • 7.20

Florian Felix Weyh

Fortgehen ist leicht, ankommen schwer



Copyright Katharina Meinel
 Florian Felix Weyh

Die Luft ist milde, die Landschaft lieblich, die Dorfschule ebenso pittoresk wie behaglich. Von Ortseingang zu Ortsausgang durchmisst man eine Welt, die einem als Kind universal vorkommt: Alles vorhanden, alles intakt. Später wird man bei jeder Rückkehr ängstlich darauf bedacht sein, störende Entwicklungen auszublenden: Wie sich die Molkerei in einen Getränkeabholmarkt verwandelt, der Tante-Emma-Laden zum Discounter wird, der stillgelegte Bahnhof vor sich hingammelt und Neubausiedlungen den alten Dorfkern vom Rande her erdrücken. Denn natürlich ist man längst fortgegangen und hat damit das eingebrannte Bild der Heimatidylle trefflich konserviert. Als unlösliche Erinnerungstatsache bleibt es gegen jede Korrektur gefeit, eine trostreiche Konstante im Zeitstrom des zerstörerischen Fortschritts.

Aller sentimentalen Schnulzerei in Wort und Lied zum Trotz: Fortgehen ist einfach. Einfacher als in einer Region zu bleiben, die kein Auskommen mehr bietet. Seit Jahrhunderten nehmen Glücksuchende Abschied von Verwandten und Freunden und setzen auf die Chancen der Fremde. Flexibilität, dieses Zauberwort des Wirtschaftsliberalismus, ist als Grundkonstante menschlichen Verhaltens beinahe so alt wie die Zivilisation. Wo immer sich die Lebensbedingungen zuspitzen, setzt eine Abwanderungsbewegung ein. Wer stark, mutig und entschlossen ist, wagt den Schritt hinaus in die Welt; wer zagt und zaudert, wartet lieber ab, bis die Starken und Entschlossenen verschwunden sind. Dann nämlich kann man ohne Auseinandersetzungen das verbliebene Wirtschaftsaufkommen unter sich aufteilen. Eine solcherart zur Ader gelassene Region kommt aus eigenen Kräften kaum mehr auf die Beine, was den beschleunigten Niedergang ganzer Wirtschaftsräume erklärt. Auch Strukturbeihilfen und großzügige Subventionen vermögen da nicht zu helfen, das Rinnsal der Abwanderung vergrößert sich zum Sturzbach, denn Fortgehen ist umso leichter, je mehr Freunde und Verwandte einem darin folgen.

Wie aber steht es ums Ankommen? Man kann nicht die Heimat verlassen, ohne in der Fremde einzutreffen, doch seltsamerweise bleibt diese Seite der Medaille nebulös. Wer

Related Links

- [↩ Übersicht](#)
- [↩ Sendung](#)
- [↩ Die aktuelle Ausgabe](#)
- [↩ Die letzte Ausgabe](#)
- [↩ Sendung](#)
- [↩ Interview](#)
- [↩ Tacheles](#)
- [↩ Signale](#)
- [↩ Drucken](#)

Arbeitskräfte in seine Region locken will, spricht zwar gern von „allen Schularten am Ort“ oder der Vielfalt an Vereinen. Den wesentlichen Faktor, wie hoch die Bereitschaft der Einheimischen zur Integration ist, kennt er entweder nicht – oder hält es für wenig opportun, auf ihn hinzuweisen. Denn in der Regel sieht die Realität traurig aus. Arbeitsplatz und Unterkunft mag man den Neuankömmlingen noch gewähren, echte Teilhabe an der Gemeinschaft bleibt ihnen verwehrt. Schließlich sollen die Fremden nach getaner Arbeit wieder gehen. So bilden sich zwei Fraktionen aus: Diejenigen, die bleiben, wo sie schon immer gewesen sind, und diejenigen, die nirgends auf Dauer verweilen und – da sie das Abschiednehmen schon einmal gelernt haben – die Last der volkswirtschaftlichen Flexibilität allein auf ihren Schultern tragen.

Nie laut ausgesprochen, lässt sich die Virulenz dieses Paradigmas quer durch die Nachkriegsgeschichte belegen. Ob Vertriebene, Gastarbeiter oder DDR-Flüchtlinge, ein ganzes Arbeitsleben reichte nicht aus, ihren Ankunftsort zur neuen Heimat werden zu lassen. Während der Widerstand gegen das Fremde in kleinen Gemeinden augenfällig ist, bleibt er im Schmelztiegel der Großstadt zunächst unsichtbar. Doch selbst dort endet die Integrationsbereitschaft an den Schalthebeln der Macht. Die elende Situation der Berliner Lokalpolitik beispielsweise ist der isolationistischen Tendenz geschuldet, Impulse von außen zu ignorieren und neu zugezogenes Personal von vorneherein zu vergraulen. Wir machen das schon alleine, lautet das Signal. Im Klartext: Niemand möge an unsere Pfründe rühren.

Wer als Zugezogener politische Verantwortung für die neue Heimat übernehmen will – wie besser kann man sein ernstgemeintes Ankommen illustrieren? –, wird auf die Wartebank verwiesen. Dort staut sich schon der Strom der länger Ansässigen, die ältere Rechte auf Ämter und Würden haben und gar nicht mehr zu überholen sind. Erst in der nächsten Generation werden die Karten neu gemischt.

Nominell ist eine Gesellschaft flexibel, die das Fortgehen befördert, obwohl sie das Ankommen blockiert; Bewegung herrscht allemal. Mit dem Allheilmittel der konservierten Heimerinnerung lassen sich die inneren Spannungen bei den Abgewanderten auf ein erträgliches Maß reduzieren. Der Gesellschaft jedoch bleibt unterm Strich ein Schaden. Wenn nämlich die Starken und Entschlusskräftigen in ihrer alten Heimat als politische Kraft ausfallen und in ihrer neuen nicht zum Zuge kommen, fehlt dem Gemeinwesen eine ganze Schicht engagierter Bürger.

Den volkswirtschaftlichen Vorteilen der Flexibilität folgt kein paralleler Effekt politischer Entkrustung. Wer immer zur Beweglichkeit auf dem Arbeitsmarkt aufruft, sollte daher im gleichen Atemzug die gewachsenen Aristokratien in der Kommunalpolitik verdämmen. Heute angekommen – morgen zum Bürgermeister gewählt! Im Dorado der Ankömmlinge, den USA des 19. Jahrhunderts, war so etwas möglich. Mit dem Resultat, dass sie heute eine Weltmacht

sind.

Florian Felix Weyh: Geboren 1963, lebt als Autor und Publizist in Berlin. Preise und Stipendien für Drama, Prosa und Essay; seit 1988 arbeitet er regelmäßig als Literaturkritiker für den Deutschlandfunk. Verstreute Texte und weitere Informationen zur Person sind auf www.weyhseiten.de zu finden.

Von dieser Sendung können Sie einen Cassettenmitschnitt bestellen. Senden Sie einen Verrechnungsscheck über Euro 10,- an:

DeutschlandRadio Marketing GmbH

Raderberggürtel 40

50968 Köln

[← zurück](#)

[↑ Seitenanfang](#) |

| © 2005 DeutschlandRadio

| [↗ Hilfe](#) [↗ Impressum](#) [↗ Kontakt](#) |